

Berlin ist ja immer für eine bizarre Pointe gut, die neueste lautet: Das Berliner Schloss wird wieder aufgebaut – allerdings vielleicht ohne Barockfassaden. Als nackte Betonkiste. Wie jetzt das? Ganz einfach: Der Förderverein Berliner Schloss hatte versprochen, achtzig Millionen Euro für die rekonstruierte Barockfassade beizusteuern. Das war ein wesentlicher Teil des Bundesstaatsbeschlusses zum Wiederaufbau. Leider hat der Verein bislang erst knapp 16 Prozent der versprochenen Summe zusammenbekommen. Muss jetzt der Steuerzahler springen, um ein Werk zu vollenden, das, siehe fehlende Spendenbegeisterung, anscheinend doch nicht die Massen mitreißt?

Ob nun Verkehrsminister Ramsauer, der als souveräner Bayer zögert, preußische Selbstverwaltungsprobleme zu lösen, zur Zahlung verdonnert wird oder nicht: Hinter dem Schlossesster verbringt sich eine viel größere Krise. Die großen Städte wie Berlin oder Hamburg wollten mit Architektoskulpturen punkten, die ihnen nun finanziell das Genick brechen und diese spektakulären – Milliardengrüber sind Menetekel für das, was bald auch im Kleinen passiert: In Zukunft wird sich nicht mehr jeder, wie noch in den goldenen Zeiten der alten Bundesrepublik, ein 160 Quadratmeter großes Einfamilienhaus leisten können. Die Benzinpresse werden steigen und die Pendelei zum Problem machen, die klassischen Bürohäuser werden nicht mehr den Anforderungen und vor allem nicht mehr den finanziellen Möglichkeiten ihrer Benutzer entsprechen. Büro- und Einfamilienhausarchitektur ist ein Anachronismus geworden: Obwohl bekannt ist, wie sich die Arbeits- und Lebenswelten ändern werden, wird immer noch munter weitergebaut für eine Welt, die es nicht mehr geben wird. Vor allem in Berlin. Die hier dominierende Architekten- und Planerschaft hält sich von Lösungen für die Frage, wie neue Wohn-, Bau- und Lebensformen aussehen könnten, entschlossen fern und tröstet sich mit einer eigenartigen Form von Materialerotik: Schau, wie elegant sich mein gealterter Eichenholzhandlauf in den Sandstein einfügt!

Berlin wurde seit 1989 mit Wohn- und Bürohäusern zugesperrt, die teilweise modern, teilweise nach Schinkel aussehen sollten, vor allem aber immer ein waren: teuer. Und das hieß für viele auch: zu teuer. Wo neu gebaut wurde in Berlin, waren Preise von zwanzigtausend Euro pro Quadratmeter und mehr keine Selbstenheit, entsprechend teuer musste die Miete ausfallen, damit sich das Ganze rechnete – und das wiederum bedeutete, dass dort, wo neu gebaut wurde, das sogenannte Kreativmilieu, auf das Tourismuswerbung und Bürgermeister immer so gern weisen, seinen Hut nehmen und in die nächste abstrahbare Fabrikruine umziehen durfte, während die Investoren der architektonisch steilen, überbetonten und aus beiden Gründen weitgehend unvermietbaren Wohn- und Bürokomplexe in die voraussehbare Pleite absackten.

Für die Frage, wie es nun, wo die große Krise da ist, mit dem Bauen weitergehen soll, helfen ein paar



Lacaton und Vassal bauen im Wedding – für 600 Euro pro Quadratmeter. Foto: Frank Hübner



Arno Brandlhuber baute eine Investorenruine zum Atelierhaus um. Foto © Nelson Willock, London

Die Klügeren bauen vor

Das Geld ist alle, die Krise schlägt durch: Da stellt sich auch die Frage, was und wie in Zukunft gebaut werden soll. Ein paar Antworten kommen aus der Hauptstadt: So erfindungsreich, improvisiert und günstig wie hier war Architektur lange nicht mehr

Fragen: Braucht man wirklich 160 Quadratmeter Wohnfläche für vier Personen, oder könnte man, einen halbwegs intelligenten Grundriss vorausgesetzt, auch mit der Hälfte auskommen, wie es in Tokyo und New York ja auch geht? Braucht man einen Betonboden, und darauf Estrich, und darauf verbleibtes Parkettmörtel? Und die obersten Ecken, dreifachverglaste, bis minus dreißig Grad den Raum auf Tropenklimate warmhaltenden Fenster? Und wie sähe Architektur aus, wenn sie sich von alledem freimachte?

Es ist vielleicht kein Zufall, dass eine Antwort aus Berlin kommt,

aus einer Stadt, in der die Ambitionen schon immer größer waren als das Portemonnaie und in der die besten Orte immer dann entstanden, wenn sich ein Haufen interessanter Leute in den Ruinen dieser gescheiterten Ambitionen einmischte. Berlin ist nicht nur die Hauptstadt der nostalgischen Rekonstruktion, sondern auch die der Bricolage, einer Architektur, deren Formen aus Umnutzungen, Anstichelungen und der kreativen Umgebung von unstmöglichen Bauvorschriften entstehen. Ein frühes Beispiel dafür lieferte Benjamin Eton in einem Schrotbergarten, wo ein Wohnlaube als Ersatz für eine hundert Quadrat-

meter große Altbauwohnung umbauen sollte. Das Ergebnis war eine Addition von drei einzelnen Häuschen, die jedes für sich nach 56 der Berliner Landesbauordnung gerade noch unter die Rubrik „Genehmigungsfreie Vorhaben“ fielen: eine „Skulptur“, eine „Laube“, ein „Gewächshaus“, eine kalifornisch aussehende Moderne zum Baumarktbudget.

Es entsteht gerade so etwas wie eine Neue Berliner Schule, die auf günstige, rohe Materialien setzt und räumliche Großzügigkeit wichtiger nimmt als knospieltigen Detailperfektionismus – was nicht nur einen wohltuenden ästhetischen, son-

dem auch einen sozialen Effekt hat. Zu dieser Schule gehört Arno Brandlhubers Atelierhaus in der Brunnenstraße. Er baute eine Investorenruine weiter, und zwar so günstig wie möglich: Der Beton wurde mit sogenannten Flügelflächen bearbeitet, man braucht deswegen keinen Estrichboden und spart Geld; statt einer aufwendigen Fassade wurde das Betonskelett mit günstigen Polycarbonat-Steckplatten verkleidet, die erstaunliche Wärmedämmqualitäten und außerdem einen überraschenden optischen Effekt haben: Bei Sonne schillert das Haus, als hinge ein Ölfilm über ihm, in Tönen zwischen Rosa und

Grün, nachts schimmert es wie eine raffinierte japanische Papierwand. Brandlhuber gewinnt sogar dem Baumarktszeug eine eigene Ästhetik ab, bei ihm sieht auch ein Mischendrehstuhl als Treppengeländer minimalistisch edel aus. Alles ist einfach, billig und von einer improvisierten, rohen Schönheit, die an die lateinamerikanische Betonmoderne erinnert – das Haus ist ein offenes Regal, in das sich alles Mögliche einmischen kann. Womit man zur sozialen Dimension dieser Ästhetik kommt: Weil die Baukosten unter tausend Euro pro Quadratmeter lagen, kann Brandlhuber die Räume sehr güns-

tig an Leute vermieten, die sich in dieser Lage sonst keine vergleichbaren Büros leisten könnten: das Erdgeschoss an die jungen Galeristen Koch, Oberhuber und Wolff, die zweite Ebene an die Verleger des inzwischen fast schon legendären No-Budget-Magazins opac, das Haus löst auch gesellschaftlich den Labordankler ein, den seine Form optisch verspricht. Über den oberen Stockwerken, wo die Künstlerin Isa Melchheimer ihr Atelier und der Architekt selbst sein Büro, eine Wohnung und eine große Dachterrasse bezogen haben, faltet sich das Dach förmlich zu einem abstrahierten, begehbaren Berghang, auf dem ein Baum wächst: Wer so einen minimalistischen Felsen mitten in der Stadt hat, braucht kein Haus auf dem Land.

Was man mit den Zitausenden von ungenutzten Flächen in der Stadt ansetzen noch machen könnte, zeigt ein weiteres spektakuläres Projekt in Berlin, das von einem Künstler- und Architekturkollektiv um Vera Tollmann, Christian von Borries, Christof Mayer, Nicole Zahner und den Dokumentarfilm- und Architekturkritikerin Lacaton und Vassal herum geplant wurde. Auf einem alten Fabrikschiff im Wedding steht seit kurzem ein neuzeitiges Quadratmeter großes Haus, das nur ungläubliche 600 Euro pro Quadratmeter kostete – und eigentlich eher eine bewohnte Biotopfläche ist als ein „Haus“: Die Bewohner, ein junges Paar, haben das Dach gepachtet und ein Standard-Gewächshaus der Firma Filclair daraufgestellt, dessen vier Meter hohe Fassade man zur Dachterrasse hin wie ein Scheunentor aufziehen kann. In dieses Gewächshaus wurden zwei Kisten hineingestellt, sozusagen zwei Minihäuser im Gewächshaus, die – im Gegensatz zur Hülle – im Winter leicht beheizbar sind. Eins der Häuser beherbergt Arbeitszimmer und Küche, das andere Schlafzimmer und Bad. Zwischen den Kisten ist ein Wohnzimmer mit Kamin; dank der durchsichtigen Dachverglasung und dem großen Tor zur Dachterrasse wirkt der althohle Raum eher wie ein loggiahafter Außenbereich. Leitern führen dort auf die Wohnkuben, auf denen sich ein Arbeitsplatz, Bücherregal und ein weiteres Bett befinden.

Wer von einem Architekten eine luftige, helle Penthouse-Maisonette mit 135 Quadratmetern Wohnfläche für unter hunderttausend Euro verlangt, wird bestenfalls ein amüsantes Schauspiel erleben: in Berlin sieht man, dass es geht. Wenn man auf ein paar Standards verzichtet: Die Fenster sind gebraucht und wurden bei Ebay gekauft, die Terrasse ist mit zementgebundenen Holzspanplatten belegt; im Winter muss man in der hohen Wohnhalle mindestens einen Pulllover anziehen, auch wenn man am Kamin sitzt.

Man muss diese Dämmungsprobleme nicht gleich als neuen Sensualismus feiern. Aber vielleicht ist diese neue Baukunst in einer Stadt, deren Architekten gerade mit zwangsnostalgiegerierten Townhouses und Kolllebildern von den guten alten Zeiten produzieren, die bessere Romanik. Man erlebe Sturm, Hitze, Schnee, Wind, man lebt intensiver hier oben. Was ja schon mal mehr ist, als man von den meisten Neubauten sagen kann. NIKLAS MAAK

Lustvoll und unverschämt raffiniert – der neue Roman von Peter Mayle

Franszösische Spitzenweine im Wert von drei Millionen Dollar sind in Los Angeles aus einem Weinkeller gestohlen worden. Die Spur führt nach Marseille...

Eine spannende Handlung voller Esprit, Charme und Flair.

Peter Mayle präsentiert sein neues Buch:
 18.05. München, Kokon, 19:00 Uhr
 19.05. Hannover, Buchhandlung Leuenhagen & Paris, 19:30 Uhr
 20.05. Berlin, Buchhandlung Starck, 20:00 Uhr

Nähere Infos und Leseprobe auf www.blessing-verlag.de

Deutsch von Ursula Bitthoff
 Gebunden mit Schutzumschlag
 256 Seiten | € 17,95 (D)